Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

220 (21.9.1907) Erstes Blatt

Visual Library

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Ausgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementspreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pfg., vierteljährlich Mk. 2.10. In der Expedition und den Ablagen abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt Mk. 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht Mk. 2.52 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition: Luisenstraße 24. Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 8144. Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags. Redaktionsschluß: 1/2 10 Uhr vormittags.

Inserate: die einspaltige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluß der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/2 9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 3 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/2 8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 7 Uhr.

Nr. 220. Erstes Blatt. Karlsruhe, Samstag den 21. September 1907. 27. Jahrgang.

Unsere heutige Nummer umfaßt mit dem Unterhaltungsblatt 3 Blätter mit zusammen 12 Seiten.

Der Roman befindet sich im zweiten Blatt.

Gegen den Modernismus.

Als Pius X. zum Papst gewählt wurde, da wußten die Leute, die noch immer nicht begriffen haben, was die „Demokratie in der Kirche" zu bedeuten habe — nämlich die folgerichtige Ergänzung des Despotismus der Kurie —, viel Liebes nud Trauliches zu erzählen von dem Hervorgehen des Mannes aus kleinbürgerlicher Enge, von seiner volkstümlichen Art, von der Einfachheit seines bischöflichen Waltens, und wurden nicht müde, ihn in Kontrast zu stellen zu der päpstlichen Aristokratie des einstigen Patrimoniums, die die meisten Diplomaten der Kurie und die Papabili des Kardinalkollegiums liefert. Und nicht nur Fernstehende, mit den vatikanischen Dingen Unvertraute, auch Leute, die sich mit Geist und Herz im kirchlichen Leben bewegen, setzten auf die Milde und herzinnige Schlichtheit des neuen Papstes überschwengliche Hoffnungen. An Pius richtet Fogazzaro in seinem „Heiligen" die glühende Predigt, die von dem allzu weltlichen Wesen, von der Herrschsucht und Machtgier des hohen Klerus strafend redet und in herzergreifenden Worten den Papst auffordert, der Wissenschaft in der Kirche eine Stätte zu bereiten, was brüchig und unhaltbar geworden ist an der alten Tradition, am verfallenden Dogmenwerk, umzuschmelzen und zu läutern in der reinen Flamme der Forschung. Die Kühnheit hat der Prediger mit Verfolgung gebüßt und mit einer traurigen Abbitte sein edles Werk befleckt; aber nicht sein Schicksal, nicht das Scheitern seiner Hoffnungen, sondern daß er und ander dem Papst Pius die Größe und sittliche Kraft des Reformators zutrauen konnten, ist das Erstaunliche und Unbegreifliche.

Hat nicht Pius schon durch die Wahl des Namens angezeigt, daß er noch über Leo hinaus zu dem Syllabusmanne Pius IX. zurückgreifen wolle! Und er hätte sich vielleicht zutreffender noch Gregor XVII. nennen mögen, nach dem Vorgänger Pius' IX., dem düsteren Kamaldulensermönch, dessen starrer, finsterer, bornierter Konservativismus all die altehrwürdigen Ungeheuerlichkeiten des Kirchenstaates trotzig behütete, als Zunder für die Flammen der Achtundvierziger Revolution. Gewiß ist Pius X. aus einfachen Verhältnissen emporgestiegen, die Enge, den geringen Gesichtskreis, die Befangenheit des provinziellen Konsistoriums hat er aber auch auf den Thron des theokratischen Weltherrschers mitgenommen; dem geistigen Druck, den jede Despotie ausübt, fehlt nun eben der feine, weltmännische Diplomatensinn Leos XIII., und ebenso die große und imponierende Geste, mit der sich die tobende Leidenschaftlichkeit Pius' IX. vortrug. Es ist Bauernmaß in die päpstlichen Dinge gekommen, und die rechte Zeit für jenes engstirnige Zelotentum, das die eigene Unwissenheit und Genügsamkeit im Geistigen zum Gesetz der Kirche erheben möchte. Die spanische Farbe schlägt vor. Die Merry del Val und Genossen, geboren und groß geworden im Geiste des zurückgebliebenen, unduldsamen hispanischen Klerus, vertreten am besten ein System, das kein Paktieren kennt mit dem modernen Geiste und die Kirche vor den Fluten der neuen Zeit bewahren will, indem es um die Gläubigen eine Mauer von Kirchenverboten, Zensuren und Verdammungen aufführt. War die rein politische Leitung der Kirche, die diplomatisch mit den Staaten, demagogisch mit den Volksbewegungen sich maß, das Charakterzeichen der Leonischen Periode, so kennzeichnet die Zeit Pius' X.., daß er im Kampfe mit Frankreich durch Unnachgiebigkeit die Wirkung der Niederlage vertiefte und daß alle Macht der Kurie angestrengt wird, die schüchtern sich regenden Kräfte eines neuen Geistes in der Kirche zu ersticken. Loisy, Fogazzaro, Schell, die Namen derer, die moderne Forschung und modernes Lebensgefühl, genug verdünnt und gemäßigt, in den Katholizismus einführen wollen, reihen sich einer nach dem anderen im Index der verbotenen Bücher.

Und jetzt hat der Papst dem „Modernismus" samt und sonders den Krieg erklärt und eine Enzyklika erlassen, die ausdrücklich als Zweck und Absicht bezeichnet, darzutun, daß nicht persönliche Empfindungen, sondern gründliches Studium die Kurie in ihrem Kampfe gegen den Neukatholizismus leite. Das geht unmittelbar gegen die deutschen Katholiken, nicht nur gegen die Anhänger Schells, sondern auch gegen alle diejenigen, die eine freiere Bewegung des Geistes in der katholischen Wissenschaft schon deshalb fordern, weil der protestantische Wettbewerb hiezu zwingt. Es ist aber sehr bemerkenswert, daß man in Rom jetzt gerade den Deutschen den Meister zeigen will. Das Zentrum war der stärkste Machtposten, den die Kurie in den letzten Jahrzehnten erworben hat. Da es mitten in einem vorwiegend protestantischen Volke und in dem Lande steht, wo die Macht und Autorität der Wissenschaft am größten und ausgebreitetsten ist, forderten seine besonderen Verhältnisse eine besonders schonende Behandlung. Scheut man sich nun nicht mehr, über diese Rücksichten hinwegzusehen, und geht, obwohl schon der Fall Schell so viel böses Blut erzeugt, den eingeschlagenen Weg weiter, nimmt auch nicht mehr Bedacht, wie sehr das Zentrum und seine Gelehrten darauf angewiesen sind, mit der in Deutschland allgemeinen, beinahe zur Religion gewordenen Achtung vor der Freiheit der Forschung zu rechnen: so ist der stärkste Beweis, den man wünschen könnte, dafür erbracht, daß die römische Orthodoxie jetzt reinen Tisch machen will mit allen den Schwarmgeistern der „Versöhnung von Glauben und Wissen" und die Herrschaft des starren Dogmas retten und sichern will bis in die letzten Konsequenzen.

Die persönliche Art des Papstes begünstigt und verstärkt diese Strömung, aber wie sie unter Leo XIII. bereits begonnen hat, wie unter ihm schon der Kampf gegen die französischen Neukatholiken und die christlichen Demokraten in Italien eröffnet wurde, so wäre es ein arger Irrtum, in der Individualität Pius' X. zu suchen, was vielmehr in der Notwendigkeit des durch die päpstliche Unfehlbarkeit gekrönten kirchlichen Absolutismus und in dem Wesen der römischen Kurie begründet liegt. Die bloße Herrschaft kennt kein Verhältnis zum Geistigen, hat keinen Zugang zu den Tiefen und Nöten des religiösen Lebens, und in Rom ist alles auf Herrschen, Verwalten, Gebieten und Repräsentieren zugeschnitten. Schon im Mittelalter hatte der römische Klerus den Ruf völliger theologischer Unwissenheit. Kurialisten, Juristen im Priesterrock haben die Größe des päpstlichen Stuhles gebaut und übten seine Macht aus. Das hat sich nicht geändert, trotz der päpstlichen Hochschulen in Rom, dieser Pflanzstätten des Thomismus und Jesuitismus; auch in der neueren Zeit waren die meisten und bedeutendsten Päpste und Kardinäle Diplomaten und Juristen, die eine sehr dürftige theologische Rüstung trugen. Diese innere Fremdheit, diese innere Gleichgiltigkeit gegen religiöse Dinge am Hofe des Papstes waren es gerade, die so sehr die Macht der Kirche und die unantastbare Geschlossenheit der katholischen Lehre gefördert haben. Der Instinkt des Herrschens blieb unberührt von den Herzenswallungen einer schöpferisch-religiösen Phantasie, unberührt auch von dem wissenschaftlichen Ernst, der immer wieder aus dem Gebiet der weltlichen Wissenschaft in den eingehegten Bezirk der katholischen Theologie eindringen wollte. Niemand bewahrt die Reinheit des Dogmas treuer und sicherer als derjenige, der in der unveränderten Wirkung einer unverrückten Tradition die stärkste und dauerndste Macht über die Gemüter erkannt hat und in der Schätzung der hypnotisierenden Kraft einer Lehre nicht beirrt wird durch tiefen Anteil an ihrem Inhalt.

Man wird die Tat des Papstes vielfach unklug nennen, vom aussichtslosen Kampfe mit dem vordringenden Geiste der neuen Zeit reden; aber es ist eher zu urteilen, daß das, was er unternimmt, im Sinne des Papsttums wohlgetan ist. Wohin geriete Rom, wenn es der Forschung in Glaubenssachen, vor allem einer kritischen Dogmengeschichte, und der Bibelkritik irgendwie freiere Bahn öffnete? Die innere Entwicklung des deutschen Protestantismus kann es wahrlich nicht zur Nachfolge reizen. Was die protestantische Theologie in der Bibelforschung und Dogmengeschichte geleistet hat, ist freilich echte Wissenschaft, ja gehört zu den größten, revolutionärsten, folgereichsten, wissenschaftlichen Taten der letzten Jahrzehnte. Aber wenn die Gottsohnschaft Jesu geleugnet, der Glaube an die Inspiration der Bibel vernichtet, der Gegensatz des paulinischen und evangelischen Christentums dargelegt, der griechisch-heidnische Einschlag im Gewebe des Dogmas und des Kultus aufgezeigt wird: was finge Rom mit Priestern an, die in solchem Geiste auferzogen wären, die Sakramente zu erteilen hätten, mit gelehrten Erinnerungen an die Mystikvorstellungen der hellenistischen Zeit, und vom Himmel und seinen Freuden predigen müßten, mit dem Bewußtsein, wie seltsam sich in diesem Trostgedanken der Gläubigen die enttäuschten Reichsgotteshoffnungen der ersten Christen „verjenseitigt" und aus der nächsten in die fernste Zukunft verrückt haben? Es ist fraglich, wie die evangelischen Kirchen mit ihren immer zahlreicher werdenden neoprotestantischen Theologen bestehen werden und ob sich die Hoffnung einer höchsten Vergeistigung und Verinnerlichung der Religion, die letzte Hoffnung von Gläubigen, denen der Stoff des Glaubens entschwindet, verwirklichen kann. Jedenfalls könnte, was sich hier ergäbe, nur eine neue Religion sein, im tiefsten verschieden von dem historischen Christentum in jeder Gestalt. Doch wenn immerhin der Protestantismus, sei es auch in schweren inneren Kämpfen und Gefahren, diesen Einbruch der Wissenschaft vertragen mag, indem er sich von den Formen scheidet und um die evangelische Gesinnung konzentriert: der Katholizismus lebt in den Formen, in dem historisch Gewordenen, im Papsttum, in der Hierarchie, in den Wundern, in der sakramentalen Mystik, in der Inspiration, die noch immer fortwirkend den Papst mit Unfehlbarkeit ausrüstet, also in allen den Vorstellungen, die die moderne Bibel- und Dogmenforschung am besten wegbewiesen hat. Da gilt nur ein Hüben und ein Drüben und jedes Kompromiß, jedes auch nur halbe Zulassen der freien Forschung, ist gefährlich. Nur die strenge Abschließung des katholischen Klerus von aller modernen Geistigkeit kann hier helfen und retten — wenn sie noch helfen und retten kann. Denn die Mauer päpstlicher Verbote wird am Ende doch nicht verhindern, daß die geistig Neugierigen, das heißt die geistig besser Ausgestatteten hinübersehen, wie das Leben sei, das sich machtvoll rauschend an ihnen vorbeibewegt.

(Wiener Arbeiterztg.)

Badische Politik.

Die badischen Jungliberalen

schwenken wie auf Kommando in den Reichsverband der Jungliberalen ein. Die größeren Vereine in Mannheim, Karlsruhe, Heidelberg, Pforzheim und Freiburg haben den Beitritt in den Reichsverband beschlossen.

Auf dem am nächsten Sonntag stattfindenden Delegiertentag der Jungliberalen soll auch zur Gemeindewahlreform Stellung genommen werden. Weiter wie die „Alten" werden die Jungen in dieser Frage auch nicht gehen. Das Zentrum ist in dieser Frage liberaler als die Nationalliberalen, auch liberaler als die Jungliberalen.

Die badischen Eisenbahnen

weisen im Monat August wieder erfreuliche Mehreinnahmen auf. Sie betragen im Personenverkehr 142 940 Mark, im Güterverkehr 616 010 Mk. Mit Hinzuziehung der sonstigen Einnahmen ergibt sich ein Monatsmehr von 880 690 Mk. In den Monaten Januar bis August ist die Gesamteinnahme 4,6 Mill. Mk., wenn man mit der geschätzten Einnahme von 1906 vergleicht, und 3,6 Millionen bei Vergleichung mit der endgiltigen Abrechnung. Auch diesmal wieder begleitet die Karlsruher Zeitung den Monatsausweis mit Erläuterungen, worin sie auf die günstige Witterung des August und auf den starken Ausflugsverkehr an Sonn- und Feiertagen hinweist. Auch die Ausstellungen in Mannheim und Villingen haben die Mehreinnahmen herbeiführen helfen. Vom Güterverkehr wird gesagt, daß er teilweise durch die Einstellung der Rhein- und Neckarschiffahrt herbeigeführt wurde.

Wenn die Kilometerhefte abgefahren wären, so würde die Mehreinnahme im Personenverkehr noch größer sein. Es geht also auch mit dem 2 Pf.-Tarif ohne vierte Klasse. Wäre der 2 Pf.-Tarif auch für den Schnellzug giltig und würde man die absolut überflüssige erste Wagenklasse abschaffen, so würde sich das finanzielle Ergebnis im Personenverkehr noch erheblich günstiger gestalten. Leider sind die „Fachleute", allen Erfahrungen zum Trotz, für solche Reformen einstweilen noch nicht zu haben. Man stelle sich nur vor, unsere Straßenbahnen führten auch ein Klassensystem ein. Der finanzielle Erfolg dieser Unternehmungen wäre selbstverständlich ein wesentlich ungünstigerer, als er es heute ist. Einstweilen aber predigt man in diesen Dingen noch tauben Ohren.

Großherzog Friedrich erkrankt.

Aus Mainau ist vorgestern die Nachricht von der Erkrankung des Großherzogs eingetroffen. Die Krankheit besteht in einer anfangs schmerzhaften und fieberbegleiteten Entzündung des Darmes (Colitis). Die Karlsruher Zeitung gab gestern ein Extrablatt heraus, in welchem mitgeteilt wird, daß das Befinden sich nicht gebessert hat. Der Puls ist im Verhältnis zur Körperwärme sehr beschleunigt und unregelmäßig. Die Krankheit scheint bei dem hohen Alter des Großherzogs nicht unbedenklich.

Was einem Redakteur nicht alles passieren kann.

Herr Gustav König, Redakteur der ultramontanen Konstanzer Nachrichten, schreibt in seinem Blatt in eigener Sache:

„Habe ich da in Waldshut von der letzten Wahlbewegung her noch einen Beleidigungsprozeß, worin auf Freitag, den 13. September ds. Js., Termin angesetzt war. Ich hatte einen Rechtsanwalt

Ferdinand Raimund.

Von Eugen Schick.

(Nachdruck verboten.)

„Man muß sich für die Kunst opfern,
oder man bleibt ewig ein Pfuscher."

Unter Oesterreichs Dichtern, die wohl alle als recht weltuntüchtige Sinnierer dahingelebt haben, ist keiner, dessen Erdenpilgerfahrt so tragisch verlaufen wäre, als die Ferdinand Raimunds. Von blassen, fröstelnden Kindheitstagen an, über einsam-kalte Mannesjahre zum düster-grau-verhängten Ende warf, nimmermüde, der Schmerz seine bitteren Samenkörner aus. Und alle gingen sie auf. Was immer nur in diesem Tale der Zähren einem Menschen an Kümmernis zugemessen sein kann, Ferdinand Raimund hat es zu verkosten bekommen. Daß just ihn, der sein Kinderherz immer wie eine schimmernde Hostie über des Alltages dumpfen Nöten hoch emporhielt, so vielgestaltig Ungemach zermürbte, darin liegt dieses Leben bange Tragik.

Frühzeitig genug hebt sie an: ein mit Widerwillen aufgenommener Beruf — die Zuckerbäckerei. Raimund ist „Numero". Auf der Galerie des Josefstädter Theaters verkaufte er die Mandelmilch und kalte Limonade seines Lehrherrn Jung von der Freyung. Der Vater ist tot. Er war Kunstdrechsler gewesen. Hatte mit Weib und Kind manches Jahr hindurch rechtschaffen gehungert. Bis die Mode dem Handwerk ein bißchen aufhalf: die Damen steckten sich kunstvoll geschmückte Kämme ins Haar, auf ihren blauen Fräcken trugen die Herren schillernde Beinkröpfe mit verschlungenen Zieraten. Da nun die „Draxlerei" ging, drängte des Kleinmeisters Stolz den Ferdl in die teuerste Schule, die es damals zu Wien gab: in die Klosterschule bei St. Anna.

Ferdl lernte hier die französische Sprache, die Geige spielen, mondscheinbeschienene Burgruinen und Blumenstücke zeichnen, sie mit bunten Farben illuminieren, durfte sich an den Burgschauspielern begeistern. Namentlich Herrn Ochsenheimers Franz Moor hatte es Ferdl angetan, daß der Knabe einmal selbst eine „schauspielerische Zelebrität" werden wollte. Und war eines Tages „Numero" auf der letzten Galerie des Josefstädter Theaters. Drei Jahre trägt er's. Vergrämt, ächzend, daß er dem Vater am Sterbelager versprochen, nicht Schauspieler zu werden. Dann entfliebt der noch nicht Achtzehnjährige. „Diese vierzig Nuß sind meine letzte Buß'" soll er, auf ein Tortenpapier gekritzelt, hinterlassen haben.

Meidling, Anno 1813 noch ein Dorf um Wien, ist seine erste Leidensstation. Kralitschek sein erster Direktor. Doch Herr Kralitschek kann den „Bühnenkandidaten" nicht brauchen: Raimund spricht dem Herrn Direktor das „R" nicht rollend genug aus.

Es beginnt das für alle altösterreichischen Komödianten so bezeichnende Wandern über abseitige Orte, Nester, die uns ein Lächeln abringen, wenn sich der Finger auf die Landkarte legt: Steinamanger, Raab, Oedenburg — das wären noch die besseren Engagements. Hier ist es eine Tischgesellschaft von Kavallieren, dort ein pensionierter General, dem es gerade Spaß macht, das Direktionsszepter zu schwingen. Deutlich für das Elend, in dem hinzusiechen Raimund verbannt war, spricht ein Requisitenzettel: „Ein Bettlerrock — Herrn Raimunds Frack" . . .

Und in all dem Jammer ein frommes Dienen von wahrhaft bewunderungswürdiger Ehrfurcht: um als Geßler pfeilgetroffen vom Pferde gleiten zu können, mietet Raimund von seinen paar Groschen einen Klepper und übt, seinen Kollegen zum Gelächter, stundenlang das Hinabgleiten . . . „Man muß sich für die Kunst opfern . . ." Schamröte steigt einem ins Gesicht über soviel Demut, liest man die „Abdankungen" und die „Einladungen", wie sie Raimund zu seinen „Einnahmen", seinen Benefizvorstellungen, verfaßte:

„Zwar darf ich nicht auf eigenes Verdienst vertrauen,
Doch will ich hoffnungsvoll auf Ihre Nachsicht bauen.
Ich weiß, wenn Phöbus seinen Wagen in das Meer will
senken,
So werden gütig sie den Schritt nach diesem Tempel
lenken.
Jetzt wer' ich so frei sein, mich zu bequemen.
Von den Gönnern meinen untertänigen Abschied zu
nehmen.
Ich wünsche Ihnen allseits eine ruhige, glückliche Nacht,
So glücklich, als Ihr Besuch übermorgen die meinige
macht."

Oder — noch vor dem „Barometermacher auf der Zauberinsel": „Verehrungswürdigste! Morgen haben wir die Ehre, zum erstenmale aufzuführen: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", Zauberposse mit Gesang in zwei Aufzügen. Die Musik ist von Herrn Wenzel Müller, die Tableaus und Gruppierungen von Herrn Rainoldi, die Dekorationen von Herrn Dolliner und Institoris, die nicht darin vorkommenden Maschinen von Herrn Winterhalter und das übrige ist auch von jemand —" Nimmer will diese rührende Bescheidenheit von Raimunds Lippen schwinden: „Bin nur ein armer Hausknecht in der Kunst, der das Holz trägt zum Opferherd der Musen."

Sechs Jahre dauerte das Mimen auf wackeligen Schmierengerüsten. Raimund spielte vornehmlich Intrigantenrollen. „I bin zum Tragiker geboren, mir fehlt dazu nix als die G'stalt und 's Organ," spottet sein Tagebuch. Sechs geschlagene Jahre währt dieses Hundeleben in ungarischen Grenzstädtchen, bei Ritterstücken und Schauerdramen, wie „Genoveva" und „Klara von Hoheneichen", in Pantomimen mit bengalischem Feuerwerk am Schlusse.

Endlich . . . Frühjahr 1814 . . . ein Gastspiel in Wien! „Herr Raimund wird die Ehre haben, in der Rolle des Pachter Feldkümmel zum erstenmal aufzutreten. Er empfiehlt sich dem gütigen Anteil des verehrungswürdigen Publikums." Raimund fällt ab. Fällt ab als Franz Moor, fällt ab als Geßler. Weit ausgreifende Burgtheatergebärden, vergrimmassierte Ochsenheimer Kopien. Noch kämpft Raimund, sträubt sich noch ein wenig, hängt noch ein Weilchen wehmütigen Träumereien nach. Ist dann unter Tränen entschlossen, schnöden „Jokusdienst" zu verrichten. Der Bäckerbub' in „Wilhelm Geiskircher, der edle Wiener" ist Raimunds erster Erfolg. Ihm gesellen sich in rascher Folge mühelos andere: Prinz Schnudi, Staberl (in „Bürger von Wien"), Doktor Kramperl, Hausmeister (in „Sonntagskind"), Simperl (in „Heimkehr ins Vaterland"), Kratzerl (in „Die Musikanten vom Hohen Markt"). Staberl, Kramperl, Simperl, Kratzerl: . . . „i bin zum Tragiker geboren" — — —

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Eine Verbrecherjagd durch zwei Weltteile. Die Kriminalpolizei Londons, wie übrigens auch andrer großer englischer Städte, fahndet seit einiger Zeit auf einen geheimnisvollen Raubmörder. Und trotzdem weiß noch niemand, ob der Gesuchte sich im Inselreich befindet, oder je seinen Fuß auf englischen Boden gesetzt hat. . . . Es handelt sich um ein in Melbourne im fernen Australien verübtes Verbrechen. Dort wurde kürzlich ein deutscher Diamantenhändler, Bernhard Bauer, auf seinem Bureau mit zerschmettertem Schädel aufgefunden. Die Polizei stellte fest, daß Herr Bauer einen Kunden erwartet hatte, wenn aber — diese dunkle Frage konnte bis heute nicht gelöst werden. Um sich bis zur Ankunft des Kunden die Zeit zu vertreiben, hatte der Diamantenhändler offenbar einen Roman gelesen; das Buch wurde auf dem Pulte aufgeschlagen vorgefunden. Dann ward das Verbrechen verübt; wie und durch wen, deckt noch der Schleier des Geheimnisses. Der Raubmörder hat Diamanten im Werte von 77 000 Mark und eine goldene Uhr im Werte von 2000 Mark mitgenommen. Es ist anzunehmen, daß der Verbrecher vorgab, Steine kaufen zu wollen und daß er Bauer, während dieser ihm seinen Vorrat zeigte, mit einem scharfen Gegenstand hinterrücks den Kopf zerschmetterte. So vergeblich hat die Melbourner Polizei noch niemals recherchiert wie in diesem dunklen Falle. Die größeren Geschäfte aller Städte Australiens wurden angewiesen jeden Menschen, der Diamanten zum Verkauf oder Versatz anbieten sollte, anzuhalten. Aber von nirgends lief eine Anzeige ein. In Melbourne selbst wurden Razzias über Razzias veranstaltet, aber vergeblich, es war, als hätte die Erde den Raubmörder verschlungen. — Schließlich interessierte sich die australische Regierung für den Fall. Sie setzte eine enorme Belohnung, 20 000 Mark, für denjenigen aus, der über den Mörder oder wenigstens die Mordtat nähere Mitteilungen machte. Auch vergeblich! Man mußte zuguterletzt annehmen, daß der Raubmörder gleich nach seiner schaurigen Tat den australischen Boden verlassen hat. Aber wohin mag er sich gewandt haben? Da die Firma Bauer — eigentlich heißt sie Bauer und Schaumer — ein Zweiggeschäft des Londoner Audrey House ist, kam die Polizei auf den Gedanken,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

als Verteidiger bestellt und mein Ausbleiben im Termin mit eingeschriebenen Brief an das Amtsgericht Waldshut durch sehr dringliche, unverschiebliche Berufsgeschäfte entschuldigt. Ich blieb deshalb im guten Glauben weg, zumal ich ja einen Verteidiger bestellt hatte und mein persönliches Erscheinen nicht angeordnet war. Zu meiner großen Ueberraschung höre ich nun unter der Hand — eröffnet wurde mir nichts! —, das Amtsrichter Lutz in Waldshut Vorführungsbefehl gegen mich erlassen hat, d. h. daß ich am nächsten Freitag durch einen Gendarmen oder Kriminalpolizisten nach Waldshut transportiert werden soll. Ich protestierte in der breiten Oeffentlichkeit gegen eine derartige Behandlung und gebe dem Justizministerium heute schon von dieser Sache Kenntnis. Nachdem ich mich besonders entschuldigt hatte und mich nie geweigert habe, auf Anordnung des persönlichen Erscheinens der Verhandlung anzuwohnen, so scheint mir eine solche Maßregel als ein unerträglicher Eingriff in die persönliche Freiheit, die gewiß nicht dem Geiste des Gesetzes entspricht und wohl allgemein mißbilligt wird."

Deutsche Politik.

Das neue Reichsvereinsgesetz

wird nach dem Berl. Tagebl. doch ganz anders aussehen, als es in der Köln. Ztg. und im Tag lobpreisend geschildert worden ist. Versammlungen, in denen öffentliche Angelegenheiten erörtert werden sollen, sind 24 Stunden zuvor anzuzeigen; kann der Einberufer die Bescheinigung der erfolgten Anmeldung nicht vorweisen, so verfällt die Versammlung der Auflösung. Dasselbe geschieht, **wenn der Vorsitzende sich weigert, einem Redner auf Befehl des überwachenden Beamten das Wort zu entziehen.** Diese schmachvolle Bestimmung ist dem sächsischen Juwel entnommen; selbst in Preußen war sie bisher unbekannt. Aufgelöst kann eine Versammlung auch werden, wenn „eine Störung der öffentlichen Ordnung und Ruhe durch Tatsachen wahrscheinlich (!) gemacht wird". Ein kostbares Erbstück aus dem alten preußischen Landrecht! Schließlich sollen **„Berufsvereine von dem Gesetze ganz ausgenommen sein, weil für sie ein besonderes Recht in Vorbereitung ist".** In caudu venenum — das Gift steckt im Schwanze. Sollen ein paar Erleichterungen des politischen Vereinslebens in Preußen etwa „kompensiert" werden durch eine neue **Zuchthausvorlage gegen die Gewerkschaften?** Die Andeutungen des Berliner linksliberalen Blattes wecken Mißtrauen und fordern äußerste Vorsicht gegenüber den Absichten Bethmann-Hollwegs und seines Blocks.

Auf der Suche nach neuen Steuereinnahmen.

Zu der Frage der Vermehrung der Reichseinkünfte teilen offiziöse Blätter mit, daß der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Frhr. v. Stengel, auf dem Standpunkt steht, daß man in erster Linie versuchen müsse, bereits vorhandene, aber **ungerecht verteilte und darum unergiebige Steuerquellen durch gerechte Verteilung in ertragsreiche umzuwandeln,** ehe man durch neue Steuerobjekte Einnahmequellen erschließt. Es ist anzunehmen, daß die Vorarbeiten im Reichsschatzamte sich auch in dieser Richtung bewegen. (?) Der Bundesrat wird sich bereits im Oktober mit den neuen Vorschlägen beschäftigen, sobald der Geldbedarf des neuen Reichsetats feststeht.

Gleiches Recht.

Ein Mitglied des Zentralverbandes der Maurer in Schweinfurt hatte den unorganisierten Maurer Otto Eisenmann zum Eintritt in den Verband aufgefordert. E. hatte jedoch durch Schimpfereien geantwortet und u. a. gesagt: „Ich sch . . . . kreuzweise auf den Verband, beim letzten Streik bin ich abgereist und als der Streik vorbei war, hat man nicht einmal 5 Pf. gehabt, um mich zu benachrichtigen, weil alles Geld im Löwen versoffen worden ist." Wegen der letzteren Aeußerung stellte die damalige Streikkommission Beleidigungsklage. Das Schöffengericht sprach den E. jedoch frei, „weil man es einem Arbeiter in Anbetracht seines niedrigen Bildungsgrades nicht verübeln könne, wenn er Dinge behaupte, deren eventuelle Tragweite er nicht ermessen könne. Auch das Landgericht als Berufungsinstanz kam zu einem Freispruch und bemerkte in der Begründung, die angeführten Worte seien zwar eine Beleidigung für die Streikkommission, aber der Beklagte habe in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt, da er durch seine Aeußerung nur habe bekunden wollen, daß er vom Verband nichts wissen wolle! Bei demselben Streik haben dieselben Gerichte oft gegen Streikende wegen geringfügiger Beleidigungen Arbeitswilliger verhandelt und ganz empfindliche Strafen verhängt. Damals war nicht davon die Rede, daß die Angeklagten die Tragweite ihrer Aeußerungen nicht hätten ermessen können.

Eine kräftige Abfuhr

hat der Dichter Björnstjerne Björnson den bürgerlichen Friedensaposteln zuteil werden lassen. Auf ein Einladungsschreiben zur Teilnahme am Münchener Friedenskongreß antwortete er:

„Die Einladung, welche ich von einer so vornehmen Gesellschaft erhalten habe, ist sehr ehrend und um so ehrender, als die Einladung von Ihnen stammt. Allein das kann mich nicht abhalten, daß ich gegen die Mitglieder der Friedenskonferenz einen so starken Angriff richte, wie er nicht stärker gerichtet werden kann. Jene Herren, welche dort als Friedensapostel auftreten, treiben zu Hause das Handwerk der Volksunterdrückung und Volksquälerei oder sie sehen ruhig zu, daß es andere treiben. Wenn sie nicht mit voller Kraft die Moral des Krieges niederringen wollen, ist der Kampf gegen den Krieg vergeblich. Und wenn sie nicht bei sich selbst anfangen wollen, sondern vielleicht Märtyrer für die Idee finden möchten, dann ist es nicht notwendig, daß sie sich auf internationalen Versammlungen als Friedensapostel verherrlichen lassen. Wenn zum Beispiel Graf Albert Apponyi, der jetzt in Ungarn Unterrichtsminister ist und in dieser Eigenschaft ein schändlicher Bedränger der Slawen ist, als gewählter Abgeordneter seiner Nation auf dem Kongreß erschiene und auch ich dort wäre, würde ich alles aufbieten und nicht eher ruhen, bis er aus dem Saale entfernt wäre."

Die Anwälte des lieben Gottes.

Ueber den Gotteslästerungsbegriff hat dieser Tage der deutsche Pfarrertag verhandelt. Ein Pfarrer Schlegtendal aus Wendisch-Buchholz schlug vor, den § 166 dahin abzuändern:

1. daß nur die öffentliche Beschimpfung unter Strafe gestellt wird; 2. daß die strafbaren Handlungen genau nach ihrem Gegenstand bezeichnet werden; 3. daß von verfänglichen Modalitätsbestimmungen abgesehen wird; 4. daß das öffentliche Interesse (?) allein und deutlich zur Geltung kommt; 5. daß die Strafe im allgemeinen und namentlich für die nicht aus gemeiner (?) Absicht erfolgten Handlungen gemildert wird; 6. daß die Möglichkeit einer mehrseitigen und wiederholten Prüfung der Tatfrage geschaffen wird.

Das Höchstmaß soll von drei Jahren auf ein Jahr Gefängnis herabgesetzt werden und für die „nicht in gemeiner Absicht erfolgten Beschimpfungen" auch auf Geldstrafe erkannt werden. Pastor Pfannkuch von Osnabrück verlangt die völlige Aufhebung des Paragraphen und erklärt, daß die Kirche auf jeden besondern Religionsschutz durch das Strafgesetz verzichten soll. Ein Beschluß wurde nicht gefaßt.

Es kann niemand wundern, daß der Pfarrertag sich hütete, den ersten Antrag abzulehnen und dem zweiten einmütig zuzustimmen. Die Seelenhirten sind außerstande, aus dem Staube des Mittelalters sich herauszufinden.

Ausland.

Amerika.

Ausraubung der Konsumenten durch die Standard Oil Company. Das Bundesgericht in Newyork beschäftigte sich vorgestern mit der Klage der Regierung gegen die Standard Oil Company von New Jersey auf Entziehung der Konzession, wobei Aufsehen erregende Enthüllungen zutage kamen. Bei Vernehmung des Kontrolleurs Fay von der verklagten Gesellschaft wurde festgestellt, daß von 10 000 Aktien der Standard Oil Company von Indiana, die kürzlich zu einer Geldbuße von 29 Millionen Dollar verurteilt wurde, sich 9990 im Besitze der New Jerseyer Gesellschaft befinden. Der Zeuge erklärte ferner unter seinem Eide, daß das Gesamtvermögen der Gesellschaft von rund 200 Millionen Dollar im Jahre 1899 auf 871 Millionen Dollar im Jahre 1906 gestiegen und in diesem Zeitraum ein **Gesamtgewinn von 490 Millionen Dollar** erzielt ist, von welcher Summe eine **Dividende in Höhe von 308 Millionen Dollars** gezahlt sei.

Einige kapitalistische Haie schlucken Milliarden, während Millionen Menschen darben und entbehren müssen. Herrliche Weltordnung!

Sozialdemokratischer Parteitag zu Essen.

Fünfter Verhandlungstag.

Vormittagssitzung.

Vorsitzender **Singer** eröffnet die Sitzung um 9 Uhr; er trifft die vorbereitenden Anordnungen für die Vorstandswahlen und teilt Begrüßungstelegramme vom Vorstand der russisch-sozialdemokratischen Arbeiterpartei und aus Stadthagen mit, wo gestern zum ersten Mal 4 sozialdemokratische Vertreter ins Bürgerkollegium gewählt worden sind. (Lebh. Beifall.)

Der Parteitag tritt hierauf in die Tagesordnung ein und beginnt die Diskussion über den Entwurf der Fünfzehnerkommission auf

Schaffung des sozialdemokratischen Preßbureaus.

Thiele-Halle: Mit einer sehr glücklichen Bemerkung leitete Genosse Müller gestern seine Begründungen für den Entwurf ein. Er hob die durch eine Enquete des Vereins Arbeiterpresse festgestellte Tatsache hervor, daß die meisten Parteiblätter viel zu wenig Redaktionskräfte hätten, daß diese sich also entweder überarbeiten müssen oder das Blatt nicht so redigieren können, wie sie wollen und sollen, daß aber auch das Nachrichtenbureau nicht dazu bestimmt oder imstande sein kann, an Redaktionspersonal zu sparen. Im Gegenteil, sollte das Rohmaterial des Preßbureaus fruchtbringend verarbeitet werden, so muß ein sechsseitiges Parteiblatt mindestens 3, ein achtseitiges mindestens 4 Redakteure, abgesehen von den Reportern und Berichterstattern, haben. Auch ich möchte diese Notwendigkeit einer angemessenen Besetzung der Redaktionen noch einmal betonen. — Das Preßbureau hatte ja schon als ungeborenes Kind eine unangenehme Vorgeschichte. Die Leipziger Volkszeitung machte eines Tages die Entdeckung, daß die Revisionisten im Verein Arbeiterpresse das Preßbureau in die Hände bekommen und den Einfluß des Parteivorstandes und der Parteileitung ausschalten wollten. Im Laufe der Polemik entdeckte dann die L. V. Woche für Woche neue schwarze Verbrechen und schließlich stellte sie mit Sicherheit fest, daß Lipinski und ich das Preßbureau in unsere Hand spielen wollten. Ich sage kein Wort über diese Art der Polemik, muß aber doch die L. V. ersuchen, in Zukunft ihre Polemik etwas wahrscheinlicher und etwas sachlicher zu führen. Das war doch keine Art. — Abänderungsanträge zum Entwurf selbst will ich nicht stellen. Ich hätte die sofortige Inangriffnahme auch der Auslandsberichterstattung gewünscht und den Verein Arbeiterpresse gerne als Träger der ganzen Institution oder doch als Wahlkörper des Beirats sehen. Die Kostendeckung könnte leicht Differenzen hervorrufen; hoffentlich gelingt es, diese zu überwinden. Und hoffentlich gelingt es dem Parteivorstand, die Institution überhaupt so zu entwickeln, wie wir es wünschen müssen. Parteigenossen! Wer die Schule hat, hat die Zukunft. Aber wer die Presse hat, hat die Gegenwart. (Bravo!)

Weitere Wortmeldungen liegen nicht vor. (Stht.) Der Entwurf wird en bloc mit gewaltiger Mehrheit angenommen.

Wo der Volksfreund fehlt im Haus,
Da sieht es öd' und traurig aus,

kann man mit Recht von jeder Arbeiterwohnung sagen, in welcher bis jetzt noch eine bürgerliche Zeitung aufliegt. Die Arbeiterschaft müßte darnach streben, nur ihr Organ, und das ist der täglich

mindestens 8 Seiten

stark erscheinende Volksfreund, als tägliche familienlektüre zu benützen. Ohne jede Sensationsmache berichtet der Volksfreund über alle wissenswerten Vorkommnisse der Welt Noch mehr als bisher wird auch der unterhaltende Teil Berücksichtigung finden, so daß vom 1. Oktober ab der Volksfreund auch dem anspruchsvollsten Leser genügen wird. Alle Genossen mögen mit einer kräftigen Agitation einsetzen, damit auch der letzte Arbeiter, der noch Leser einer bürgerlichen Zeitung ist, als Volksfreundleser gewonnen wird.

Es folgt als nächster Gegenstand der Tagesordnung

die Alkoholfrage.

Referent Wurm-Berlin: Wiederholt haben wir auf unseren Parteitagen Anträge auf Behandlung der Alkoholfrage abgelehnt, weil ohnedies die Sozialdemokratie ein geschworener Feind des Alkoholmißbrauches ist und weil wir nicht, zu Kurpfuschern degradiert, an den Symptomen der Volkskrankheit herumdoktern wollten, losgelöst von allen sozialen Erscheinungen, die sie bedingen. Diese Zurückhaltung ist von unseren Gegnern ausgenutzt worden. So hat ein Berliner Wissenschaftler, Dr. Steter, die erstunkene und erlogene Behauptung aufgestellt, auf dem Münchener Parteitag sei gesagt worden, die Schnapswirte seien unsere besten Kleinagitatoren. Und die Post log während es Wahlkampfes: „Tabak- und Alkoholdunst seien uns unerläßlich für die Gewinnung neuer Anhänger." (Hört! hört!) Daraus erwuchs uns die Pflicht, uns eingehend mit der Frage zu beschäftigen, nach ihrer wissenschaftlichen und sozialen Seite.

Die Schädlichkeit oder Zulässigkeit des Alkoholgenusses zu entscheiden, kann nicht Aufgabe eines Parteitages oder einer politischen Partei sein, sondern der medizinisch-physiologischen Forschung. Allerdings wird uns das Urteil über ihre Resultate durch Uebertreibungen und Widersprüche sehr erschwert. — Wir Menschen trinken nie reinen Alkohol; selbst der schärfste Kognak hat mindestens 40 Prozent Wasser. Der Alkohol lähmt die Nervenfasern. Dadurch erzeugt er das Gefühl der Erwärmung, der Kraftsteigerung, der Sättigung. Aber auch das Gefühl des Hungers wird nicht beseitigt, sondern nur gelähmt. Sie erkennen die Lähmung der Nerven, den schnellen Blutumlauf an der Rötung des Gesichts, der roten Trinkernase. (Heiterkeit.) Der Alkohol lähmt die Anregungen des Verstandes, darum macht er sorgloser, heiterer, mutiger. Es ist also kein Wunder, daß sein Genuß sich am raschesten in Deutschland ausbreitete während des dreißigjährigen Krieges und noch heute spielt bei den russischen Soldaten der Schnaps eine große Rolle, wenn der Zarismus sie auf Menschenwild hetzt. (Sehr wahr!) Der Alkohol ist zweifellos, das ist wissenschaftlich festgestellt, ein Nahrungsmittel, aber ebenso sicher ist, daß er das unrationellste, teuerste und gefährlichste Nahrungsmittel ist.

Der Alkohol hat individuelle und soziale Folgen. Individuell stärkt er die Disposition zu fast allen Krankheiten, zu den Erkrankungen der Atmungswege und des Herzens. Er führt zur Geburt schwachsinniger Kinder und vermindert das Stillvermögen der Mütter. Aber zum Trost aller, die noch existieren, obwohl sie den Alkohol nicht verschmähen, dürfen wir konstatieren, daß nicht jede Menge des Alkohols und nicht unter allen Umständen diese Folgen haben muß. 20—30 Gramm Alkohol innerhalb 24 Stunden sind die wissenschaftlich festgestellte unschädliche Mäßigkeitsgrenze.

Den schlimmsten Feind sehen wir im Branntwein. Sein Genuß breitete sich auf weitere Kreise aus. Pest und Elend haben den Branntwein begleitet von Anfang an, und Not und Elend haben ihn bis heute geleitet. Mit dem Gelde der Ablösung, mit dem die Bauern die ihnen gestohlenen Grundstücke unter einer gütigen Regierung sich gnädigst zurückkaufen durften, haben sich die preußischen Junker ihre Schnapsbrennereien Anfang vorigen Jahrhunderts gebaut — sonst wären sie längst bankrott gegangen, wirtschaftlich und politisch. **Das konservative Regiment in Preußen beruht auf der Schnapsflasche.** (Lebh. Zustimmung.)

Im allgemeinen enthält der Schnaps 30—50 Prozent Alkohol. Danach ist ein Liter Lagerbier, ¼—½ Liter Wein, ein Glas Schnaps oder Cognac unschädlich, allerdings nur für den völlig normalen, widerstandsfähigen, erwachsenen Menschen. (Hört, hört!) Und da ist das eine in den Vordergrund zu stellen: Gerade die Schichten, die das Bedürfnis nach Alkohol, nach Lähmung, nach der Peitsche, um sich aufzuraffen, haben, sind nicht widerstandsfähig. (Sehr wahr!) Sie sind unterernährt, übermüdet, schwach auch gegenüber geringen Alkoholmengen. Ganze Bevölkerungsschichten müßten unbedingt den Alkohol völlig meiden. (Hört, hört!) Das grausamste Verbrechen von Eltern ist es, ihren Kindern Alkohol in irgend einer Form zu geben. (Lebh. Zustimmung.) Aber warum geben denn die Mütter ihren Kindern Lutschbeutel in Alkohol eingetaucht? Weil sie nicht genügend Geld haben, sie zu sättigen, nicht Zeit, sich um sie zu kümmern. (Sehr wahr!)

Ist es angesichts dieser ungesunden Volksschäden nicht doch besser, wenn wir für die völlige Alkoholenthaltung eintreten? Nein, das ist nicht nötig. Denn die Sozialdemokratie kann die feindlichen Gewalten vernichten und überwinden, die den Alkohol zum Verderber der Menschheit machen, ihr Kampf ist der wirksamste Kampf gegen die Alkoholgefahr überhaupt. (Sehr wahr!) Es ist nicht wahr, was Professor Runge sagt, daß wir Menschen einmal nicht mäßig sein können. Wir können es, aber unter den heutigen Verhältnissen sind die körperliche und geistige Not der Menschheit stärker. Man sagt uns scheinbar geistreich, daß ja auch die Reichsten und Arbeitsfreiesten tränken, ja auch übermäßig. Ja, das ist eben die Dialektik der kapitalistischen Gesellschaft! Wie in ihr die Kunst zerfallen ist und das Tingeltangel und die Zote herrschen, so hat die geistige Oede der übersättigten Bourgeoisie in ihr auch das Bedürfnis geweckt, sich darüber durch den Alkohol hinwegzutäuschen. Auch der Arbeiter ist heute mehr Objekt der Entwicklung, die wirtschaftlichen Verhältnisse sind stärker als er, und darum müssen wir in erster Linie diese Ursachen in unserer Wirtschaftsordnung, die den Arbeiter zum Alkoholgenuß zwingt, bekämpfen, wie wir sie bisher stets bekämpft haben. (Lebh. Zustimmung.)

Welches sind denn die Ursachen des Trinkens und der Trunksucht beim Arbeiter? Der Arbeiter wird geistig ermüdet durch übermäßig lange Arbeit durch die Oede der Arbeit, die ihn zum Anhängsel der Maschine degradiert hat und zu einer Arbeit zwingt, die morgen die Maschine noch „geistreicher", d. h. präziser verrichtet. In zahllosen Gewerben ist die Atmosphäre mit Staub gesättigt, der vielfach durch seine Giftigkeit noch schädlicher ist. Nicht die Frage nach Ersatz des Alkohols muß im Mittelpunkt stehen, sondern die Frage, wie die Arbeit so einzurichten sei, daß der Arbeiter überhaupt nicht trinken muß. (Sehr wahr!) Dazu kommt aber auch in vielen Betrieben der Mangel an Trinkwasser und anderen Getränken, die den Alkohol verdrängen können. Uebermäßige Hitze, giftige Dünste, gegen die unsere Sozialgesetze vielfach nur Schutzbestimmungen heucheln, Kälte und Nässe bei Arbeiten im Freien geben dem Arbeiter die Schnapsflasche in die Hand. **Jede Verteuerung der Lebensmittel** versumpft weitere Volksschichten und zwingt sie, sich alkoholisch zu betäuben. Das Junkertum aber verdient dann nicht nur am verteuerten Korn, sondern auch noch an dem **Mehrverbrauch von Schnaps.** (Sehr wahr!)

Arbeitsnachweise in Verbindung mit Kneipen, das Truckshystem, Kantinen mit Meistern als Zwischenunternehmern, das Freibier in den Brauereien, die weiten ermüdenden Wege zur Arbeitsstätte, das alles sind die wahren Ursachen des Alkoholismus und des Alkoholmißbrauches. (Lebh. Zustimmung.) Wir haben Erholungshäuser für das Volk ohne Trinkzwang zu fordern, schaffe man bessere Wohnungen, in denen der Arbeiter sich heimisch fühlt, so wird man etwas gegen die Alkoholpest tun, aber die Hauptsache bleibt doch die **Besserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen** der großen Masse des Volkes. (Sehr wahr!) Gegenüber der gewaltigen Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse hat auch die Ermahnung, das Predigen, die Selbsterziehung nirgends bedeutende Erfolge erzielt.

In der Bekämpfung des Alkoholgenusses müssen wir uns scharf scheiden von der bürgerlichen Abstinenzbewegung. Denn die meisten Unternehmer-Abstinenzen fördern die Abstinenz nur, um die Arbeitskraft des Arbeiters zu erhöhen. Mit den Arbeiterabstinenten will man, das zeigt die Ausweisung des Genossen Fröhlich aus Deutschland, in diesen Kreisen nichts zu tun haben. Von unserem Standpunkt aus haben wir uns zu wenden gegen die Vorstellung, als ob um so weniger getrunken würde, eine je höhere Steuer der Alkohol trägt. (Sehr wahr!) Diese Steuer-Millionen werden aus den Taschen der Armen und Aermsten geraubt, um die Junker und den Militarismus zu füttern. (Sehr wahr!) Gegen die wirtschaftlichen Kräfte, die zum Alkohol führen, sind unwirksam auch das Staatsmonopol und das zeitweise Verbot des Alkoholverkaufes; sie führen nur zu Polizeischikanen gegen die mißliebigen Gastwirte. (Sehr wahr!) Will man künstlich ohne Rücksicht auf den sozialen Zusammenhang den Alkohol bekämpfen, so muß man schon den Weg der finnländischen Bruderpartei gehen und den Verkauf wie die Produktion des Alkohols völlig verbieten. Wir aber wollen alle unsere politische und gewerkschaftliche Kraft zusammennehmen, um die wirtschaftlichen Ursachen des Alkohols zu bekämpfen, um die Staats- und Gemeindebetriebe zu wirklichen Musteranstalten zu machen, um durch die Schule — und durch unsere Jugendorganisationen — Aufklärung über die Schäden des Alkohols zu verbreiten. (Lebh. Zustimmung.) Und wir haben auf diesem Wege Erfolg! 44 Zentralverbände haben auf eine Umfrage geantwortet, daß **infolge der Organisation der Alkoholgenuß bei den Arbeitern ihres Gewerbes zurückgegangen sei.** (Hört! hört!) Bei dieser Arbeit brauchen wir nicht den Umweg über eine besondere Abstinentenorganisation zu nehmen, die Gegner und Freunde der Partei, Leute ohne Rücksicht auf politische und gewerkschaftliche Stellung umfaßt. Wohl ehren wir die, die tapfer als leuchtendes Beispiel sich ganz des Alkoholgenusses entschlagen und beglückwünschen sie zu ihrer Selbstbeherrschung. Wir gönnen ihnen auch den Zusammenschluß als Freunde und Mitkämpfer in besondere Organisationen, aber wir als Partei müssen in erster Linie an die soziale Ordnung als Ursache

---

die englische Metropole könne für die Recherche in Betracht kommen, und die australische Regierung ersuchte die englische um Mithilfe. So weit ist diese Angelegenheit bis heute, das heißt, sie ist immer noch nicht über den toten Punkt hinausgekommen. Die Detektivs in Australien und die in England suchen und suchen, denn jeder möchte 1000 Pfund Sterling verdienen, nur fragt es sich, ob der Raubmörder nicht noch geriebener ist als seine Verfolger. —

Das Zurückgehen der Niagarafälle durch die ständige Zernagung des Gesteines seitens des herabstürzenden Wassers ist eine Erscheinung, die schon seit langem bekannt ist. Ueber dieser Erscheinung äußert sich nun Prof. J. W. Spencer in einem Berichte der kanadischen geologischen Landesanstalt für 1905 auf Grund von Untersuchungen, die er schon 1890 begonnen und erst 1905 zu Ende geführt hat. Das Zurückgehen auf der amerikanischen Seite der Fälle ist nur gering und in den letzten fünfzehn Jahren hat es nur die Hälfte des Betrages der voraufgehenden fünfzehn Jahre erreicht. Das ist die Folge hauptsächlich des größeren Widerstandes des Gesteines, dann aber der Verringerung der Wassermassen durch die Niveauänderung des Eriesees. Spenser meint, daß das Zurückgehen der Fälle nicht allein durch die Unterminierung des harten überhängenden Sandsteins verursacht wird, sodaß das Wasser auf niedrigere Leisten aufschlägt. Die Kante des Falles hat eine ganz eigenartige Gestalt. In ihr wechselt eine breite oder flache Sichel mit einem keilförmigen Scheitel. In den letzten fünfzehn Jahren betrug der Rückgang der Fälle im Durchschnitt jährlich 0,67 Meter gegen 1,65 Meter im Durchschnitt der Jahre 1875 bis 1890. In den 45 Jahren von 1842 bis 1886 ist die Mitte des Falles um 87 Met. zurückgegangen, während die folgenden Jahre nur eine Erweiterung der Sichel bewirkten. Von der gesamten Wassermasse des Niagara kommen neun Zehntel durch den kanadischen Kanal; das Niveau des Flusses oberhalb wird durch eine Felsleiste von der Spitze von Goat-Island bis fast zum kanadischen Ufer bestimmt. Die größte der Kraftausnutzungsgesellschaften will ihr Wasser vom Ende dieses Riegels entnehmen, wodurch der amerikanischen Seite ein großes Wasserquantum entzogen würde. Aber auch die kanadische Seite würde dadurch 10 bis 15 Prozent ihres Wassers einbüßen und dabei das Wasser schon von den flacheren Stellen des Kanals ablenken. Die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada wird dadurch aber nicht verändert, wie man annehmen könnte, weil sonst die Mitte eines Wasserlaufes als Grenze angenommen zu werden pflegt. Die Grenze ist vielmehr ein für allemal festgelegt durch eine Kommission vom Jahre 1819, und fällt etwa in den tiefsten Teil des Kanals.

Spielplan des Großh. Hoftheaters.

Sonntag, 22. September. A. 6. **Margarete,** große Oper mit Ballet in 5 Akten von Gounod. Anfang halb 7 Uhr, Ende halb 10 Uhr.

Dienstag, 24. September. B. 6. **Vater und Sohn,** Lustspiel in 3 Akten von Gustav Esmann, für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. Anfang 7 Uhr, Ende gegen halb 10 Uhr.

Donnerstag, 26. September. B. 7. Neueinstudiert: **Lobetanz,** Bühnenspiel in 3 Akten von Ludwig Thuille, Dichtung von O. J. Bierbaum. Anfang 7 Uhr, Ende 10 Uhr.

Freitag, 27. September. A. 7. **König Heinrich IV.,** zweiter Teil, historisches Schauspiel in 5 Akten von Shakespeare, übersetzt von Schlegel. Anfang 7 Uhr, Ende gegen 10 Uhr.

Samstag, 28. Sept. C. 7. **Der Evangeltmann,** musikalisches Schauspiel in 2 Akten von Wilhelm Kienzl. Anfang 7 Uhr, Ende gegen ¾10 Uhr.

Sonntag, 29. Sept. B. 8. **Tell,** große Oper in 4 Akten von Rossini. Anfang ½7 Uhr, Ende ¼10 Uhr.

Montag, 30. Sept. C. 8. **Vater und Sohn,** Lustspiel in 3 A. von Gustav Esmann, für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. Anfang 7 Uhr, Ende halb 10 Uhr.

In Baden:

Sonntag, 22. Sept. 2. Vorst. außer Abonnem. **Krieg im Frieden,** Lustspiel in 5 A. von G. v. Moser und Franz v. Schönthan. Anfang 8 Uhr, Ende ¼11 Uhr

Mittwoch, 25. Sept. 3. Vorst. außer Abonnement. Zum erstenmale: **Das vierte Gebot,** Volksstück in 4 A. von Ludwig Anzengruber. Anfang 7 Uhr, Ende halb 10 Uhr.